

Perspektiven

In den letzten Heften der *Katechetischen Blätter* finden sich verschiedene Beiträge zur Person des Religionslehrers. Den oft unterschiedlichsten Erwartungen z. B. muß er gerecht werden. Ganz zu schweigen von der zu bemeisternden Stofffülle. All den damit verbundenen Problemen galt auch das Doppelheft der *Katechetischen Blätter* »Der Religionslehrer« vom Februar/März 1978.

Adolf Exeler greift nun diese Frage nach den am Religionsunterricht beteiligten Menschen auf. Er hebt in diesem Beitrag die Bedeutung der Person des Religionslehrers hervor; er weist darauf hin, daß neben Methoden, Lehrplänen und sonstigen Unterrichtshilfen die *Person* des Religionslehrers, seine Art zu leben, zu denken, zu glauben ... entscheidend für das Gelingen des Religionsunterrichts ist.

Der Religionslehrer als Zeuge

Adolf Exeler

Die heftigen Auseinandersetzungen um den Religionsunterricht, die vor etwa 15 Jahren begannen und lange Zeit die Religionspädagogik in Atem hielten, sind inzwischen, soweit ich sehen kann, abgeklungen.

An Hilfsmitteln ist inzwischen bei den meisten Schularten kein schreiender Mangel mehr, obwohl Stiefkinder immer noch die verschiedenen Sonderschulen sind.

Dennoch stellen manche Kenner der bisherigen religionspädagogischen Diskussion ein entscheidendes Defizit immer deutlicher heraus: Es fehlt an einer gründlichen Beschäftigung mit den beteiligten Menschen, sowohl mit den Schülern¹ als auch, und dies noch mehr, mit den Lehrern². Ich halte es für dringend notwendig, daß sich die Religionspädagogik mit den Menschen befaßt, die im Religionsunterricht miteinander zu tun haben.

I. Das Problemfeld »Zeuge«. Negative Assoziationen

In diesem Rahmen soll nur vom Lehrer die Rede sein. Wenn ich dabei das Stichwort »Zeuge« in den Vordergrund rücke, dann bin ich mir sehr bewußt, daß bei manchen mit diesem Stichwort eine ganze Reihe vorwiegend negativer Assoziationen verbunden sein mag. Und wenn diese nicht zuerst angesprochen werden, könnten sie sich als Blockaden für alle weiteren Überlegungen erweisen.

1. Eine erste negative Assoziation

Die Jugendbewegung der dreißiger Jahre hat die Vokabeln »Zeuge« und »Zeugnis« mit großer Emphase aufgegriffen: »Ihr sollt mir Zeugen sein« – das war damals ein häufig

behandeltes Thema. Bei manchen älteren Lesern wird dementsprechend das Wort »Zeuge« vielleicht positive, vielleicht nostalgische Erinnerungen an Bekenntnisfeiern und Treueschwüre wecken, aber vielleicht bei anderen auch negative Assoziationen an bombastisches Gehabe. Gegenüber beiden Vorstellungen scheint es mir wichtig zu sein, hervorzuheben, daß mit dem Wort »Zeuge« zunächst etwas sehr Schlichtes gemeint ist. Ein Zeuge ist zunächst jemand, der in einem Streitfall etwas bekundet, was er selbst mit seinen eigenen Sinnen wahrgenommen hat. Wenn man den Grundsinn des Wortes ernst nimmt, ist sofort klar: Zeuge sein heißt nicht, jemand anders bearbeiten, ihm etwas aufdrängen wollen, was dieser gar nicht will. Es heißt zunächst: Auskunft geben. Es geht um Auskunft über den Glauben, den man selbst vertritt, entsprechend der Forderung des ersten Petrusbriefes: »Seid stets bereit, einem jeden Rechenschaft zu geben über die Hoffnung, die euch beseelt« (1 Petr 3,15). Die Bereitschaft, Auskunft zu geben, wird sich bis in die Sprechweise hinein auswirken, die im Religionsunterricht benutzt wird. Gerade angesichts des oft großen Anteils von Schülern, die sich keineswegs ohne weiteres als gläubige Christen, erst recht nicht als engagierte Mitglieder ihrer Kirche verstehen, und die sich dagegen verwahren, auf kirchliche Praxis hin bearbeitet zu werden, hüten sich, m. E. zu Recht, viele Religionslehrer vor einer vereinnahmenden Sprechweise, in der es etwa heißt: »Wir Christen sind ja alle davon überzeugt, daß...« Auch in vielen Büchern ist heute eher ein distanziertes, zugleich aber konfessorisches Sprechen anzutreffen: »Ein Christ ist davon überzeugt, daß...« Man spricht nicht so, um sich selbst aus der Sache herauszuhalten, sondern man spricht so – und ich halte es für wichtig, dies zu betonen –, weil alles andere angesichts der konkreten Situation unehrlich wäre.

2. Eine zweite negative Assoziation

Eine andere negative Assoziation, die mit dem Wort »Zeuge« verbunden sein kann, dürfte die beängstigende Vorstellung sein, eigentlich müßte der Religionslehrer so überzeugend wirken, daß er alle seine Schüler ebenfalls zu Gläubigen »macht« und sie in lebendige Verbindung mit der Kirche bringt. Ich halte dies für eine völlig unrealistische Vorstellung. Man muß damit rechnen, daß der größere Teil der Schüler auch nach einem guten Religionsunterricht nicht daran denkt, in dieser Kirche mitzuarbeiten und mitzuleben, daß mancher vielleicht Sympathien für sein ganzes Leben beibehält, aber mehr auch nicht.

Mir liegt viel daran, bei der Erörterung unseres Themas deutlich zu machen, daß das Zeugesein des Religionslehrers nicht hinzielt auf plumpe oder raffinierte kirchliche Bearbeitung. Ein Zeuge läßt dem anderen die Freiheit, auf das einzugehen, was er vertritt,

**Nicht der kluge Dozent
ist gefragt,
sondern der wahrhaftige
Zeuge.**

oder dies bleibenzulassen. Es ist ihm zwar durchaus nicht gleichgültig, ob es gelingt, den anderen zu überzeugen, aber er ist darauf bedacht, ihn in seiner Freiheit zu respektieren. Insbesondere für den schulischen Religionsunterricht gilt, daß er »weniger eine glaubensstiftende, als vielmehr eine glaubensverantwortende Funktion«³ hat. Wenn man das nicht sieht, dann überfordert man ihn. Zeugen des Glaubens sind um so notwendiger, je weniger selbstverständlich der Glaube wird. Ich vermute, daß die meisten jungen Menschen, die sich heute, wenn überhaupt, für den Glauben der Christen interessieren, nicht so sehr wissen wollen,

was denn »die Kirche« lehrt oder verlangt, sondern daß sie vor allem wissen wollen, was diesem betreffenden Menschen, den sie da vor sich haben, sein Glauben bedeutet. Nicht der kluge Dozent ist gefragt, sondern der wahrhaftige Zeuge.

3. Eine dritte negative Assoziation

Falls ein Religionslehrer den bisherigen Ausführungen grundsätzlich zustimmen sollte, so könnte sich doch zugleich bei ihm, so fürchte ich, Ärger oder Angst einstellen, wenn er sich fragt: »Bin ich mit einer solchen Rollenzuweisung nicht existentiell überfordert? Bin ich zu einer entsprechenden sehr persönlichen Auskunft bereit oder dazu in der Lage? Ist mein Glaube überhaupt so mit meinem Leben verbunden, daß ich ehrlich und offen von mir selbst sprechen könnte, wenn ich auf meinen Glauben hin befragt werde?«

Auf solche ängstlichen oder auch ärgerlichen Fragen kann ich nur antworten: Zeugen sind nun einmal nur deswegen gefragt, weil man wissen will, was sie selbst gehört, gesehen, erfahren haben; sonst würden sie nicht als Zeugen herangezogen, sondern als Sachverständige. Mit Bezug auf den Glauben möchte ich aber behaupten: an Sachverständigen – im oberflächlichen Sinn – besteht kein Mangel. Was fehlt und was von vielen gesucht wird, sind überzeugende Zeugen. Jemand, der aufmerksam an den beiden letzten Katholikentagen in Freiburg und Berlin teilgenommen hat, sagte mir kürzlich, der größte Andrang von Jugendlichen sei dort festzustellen gewesen, wo diese gespürt hätten: Hier werden nicht nur Theorien vertreten, sondern hier spricht jemand von einem Glauben, den er selbst lebt.

Nach dem Bisherigen dürfte klar geworden sein: Den existentiellen Anspruch des Religionsunterrichts an den Lehrer kann ich nicht herabsetzen, ohne daß die Sache selbst verraten wird. Würde ich dennoch versu-

chen, mir die Sache einfacher zu machen, existentiell billiger, so würde ich weder der Sache noch den Schülern gerecht, und auch mir selbst als Lehrer bekäme dies nicht gut, denn es muß für einen Lehrer eine furchtbare Strapaze sein, jahrelang vor kritischen Schülern eine Sache zu vertreten, hinter der er selbst nicht eindeutig steht.

Bei alledem übersehe ich keineswegs, daß viele Religionslehrer in ihrer konkreten Situation in mehrfacher Hinsicht arme Schlucker sind. Zuerst kommt der unheimliche Praxisschock, der sich m. E. weder durch eine gute theoretische Ausbildung noch durch eine gute Referendariatszeit beheben läßt. Und wenn dieser überwunden ist, kann

**Hier werden nicht nur
Theorien vertreten,
sondern hier spricht jemand
von einem Glauben,
den er selbst lebt.**

sich nach einiger Zeit ein noch viel tiefer wirkender Schock einstellen, nämlich die tiefe Erschrockenheit darüber, daß ich mich angesichts der existentiellen Beanspruchung, die unvermeidlich aus der Sache erwächst, fragen muß: »Mein Gott, auf was habe ich mich da eingelassen?« Ich habe den Eindruck, daß es viele Religionslehrer gibt, die existentiell mit den Zumutungen des Glaubens, so wie sie ihn verstehen, nicht zurechtkommen und die zugleich mit den Zumutungen der konkreten Kirche, so wie sie sehen, hadern. Dieser zweite Schock wird, soweit ich sehe, bisher wenig erörtert, und das schadet der Sache, mit der wir es zu tun haben.

Natürlich dürfen wir nicht übersehen, daß der Ausdruck »Zeuge« nicht ein erschöpfendes Kennzeichen des Religionslehrers sein will. Mit Recht hat man ihm viele Namen gegeben: man spricht vom »Sinndeuter«

oder vom »Glaubensbegleiter« oder vom »personalen Angebot«; man bezeichnet den Religionslehrer als Arrangeur oder Animateur für Lernprozesse usw. Alle diese Bezeichnungen heben jeweils einen Aspekt hervor; aber ich halte es für angebracht, auch die Bezeichnung »Zeuge« sorgfältig zu bedenken, ohne andere damit auszuschließen.

II. Leitfragen

Bei unserem weiteren Nachdenken über den Religionslehrer als Zeugen möchte ich drei Leitfragen zugrunde legen:

1. Warum sind lebendige Menschen für die Vermittlung des Glaubens wichtiger als Bücher?
2. Was ist das: ein Zeuge des Glaubens?
3. Wie steht es mit dem Verhältnis des Zeugen zur konkreten Kirche?

1. Warum sind lebendige Menschen für die Vermittlung des Glaubens wichtiger als Bücher?

Die These, die hinter dieser Frage steht, läßt sich so formulieren: Das Hauptproblem des heutigen Religionsunterrichtes sind nicht die Bücher, sondern die Lehrer. Wichtiger als gute Medienpakete sind Menschen. Das eine braucht keineswegs das andere auszuschließen. Obwohl alle diese Sätze Selbstverständlichkeiten enthalten, erscheint es mir angebracht, weiter zu fragen: Warum ist das so? Genauer: Warum gilt für den Religionsunterricht mehr als für alle anderen Fächer in der Schule, daß das Gelingen der Lernprozesse entscheidend von personalen Faktoren abhängt?

a) Eine erste Antwort: Dies hat mit der Sache des Religionsunterrichtes zu tun. Denn die Vermittlung biblischen Glaubens besteht nicht in erster Linie in der Weitergabe einer Lehre, sondern zunächst besteht die

Vermittlung darin, daß die Verbindung mit einer lebendigen Person ermöglicht wird, mit Jesus Christus. Dementsprechend sagt *Johannes Paul II.* in seinem Apostolischen Schreiben »Catechesi tradendae« gleich zu Anfang, »daß wir im Kern der Katechese (und damit meint er auch den schulischen Religionsunterricht) wesentlich eine Person vorfinden, nämlich Jesus von Nazareth...« Ziel des Unterrichts sei es, den Glaubenschüler »nicht nur in Kontakt, sondern in Gemeinschaft, in Lebenseinheit mit Jesus Christus zu bringen...«⁴

b) Von hier aus ergibt sich eine zweite Antwort, als These ausgedrückt: Verbindung mit der Person Jesu Christi läßt sich nur gewinnen durch Personen, die bereits eine solche Verbundenheit leben. Weil das so ist, machen sich die meisten Menschen Glaubensüberzeugungen nicht aufgrund rationaler Argumente zu eigen, sondern vor allem aufgrund der persönlichen Glaubwürdigkeit derer, die ihren Glauben vertreten. Daß damit fachliche und didaktische Kompetenz keineswegs überflüssig sind, braucht wohl nicht eigens hervorgehoben zu werden. Aber kein Textdokument kann die Wirkung lebendig bezeugter und durchlebter Daseinserfahrung ersetzen.

Darum möchte ich noch einmal betonen: Das, worum es im Religionsunterricht geht, kann nicht anders vermittelt werden als

**Wahrheit, die mich
existentiell angeht,
kommt auf zwei Beinen.**

durch lebendige Menschen. Wahrheit, die mich existentiell angeht, kommt auf zwei Beinen. Dies gilt insbesondere für die Wahrheit des Evangeliums. Papst *Paul VI.* hat dies in seinem sehr bedeutsamen, leider hierzu-lande wenig beachteten Schreiben »Über die Evangelisierung der Welt von heute«, in dem

die Ergebnisse der Bischofssynode von 1974 verarbeitet wurden, mit Nachdruck herausgestellt.

Er fragt: »Wird es im Grund je eine andere Form der Mitteilung des Evangeliums geben als die, in der man einem anderen seine eigene Glaubenserfahrung mitteilt« (Nr. 46)? Er weist darauf hin, daß gerade die heutige Jugend mit besonderem Nachdruck fragt: »Glaubt Ihr wirklich an das, was Ihr verkündet? Lebt Ihr, was Ihr glaubt« (Nr. 76)? Ich halte es dabei für bemerkenswert, daß der Papst die Aufgabe des Glaubenszeugnisses nicht nur binnenkirchlich versteht, sondern mit deutlichem Bezug auf die Welt von heute. Er sagt: »Eine Welt, die ... trotz unzähliger Zeichen der Ablehnung Gottes ihn auf unerwarteten Wegen sucht und schmerzlich spürt, daß sie seiner bedarf, eine solche Welt fordert Verkünder, die von einem Gott sprechen, den sie kennen...« (Nr. 76).

2. Wovon soll der Religionslehrer Zeugnis ablegen?

Ein Zeuge des Glaubens ist zunächst jemand, der nicht nur von einem Wissen redet, das er von anderen übernommen hat, sondern von einer Wirklichkeit, mit der er selbst seine persönlichen Erfahrungen gemacht hat. Dies bedeutet: Ein Religionslehrer ohne persönliche Betroffenheit durch das, was Gott in Jesus Christus den Menschen und damit auch ihm geschenkt hat, ist ein Unding. Er gleicht einem Musiklehrer, der zwar über Musik liest und lehrt, sie aber selbst weder praktiziert noch gerne hört. In diesem Sinne ist ein Zeuge des Glaubens etwas anderes als ein Zeuge vor Gericht.

Das Fehlen persönlicher Betroffenheit wirkt sich beim Religionslehrer unmittelbar auf seinen Unterricht aus. Gerade bei den Inhalten des Glaubens, die ihm selbst nichts sagen, wird sein Sprechen, und die Schüler merken

dies sehr schnell, kraftlos oder gar verlegen sein. Die generelle Antwort auf die zweite Leitfrage darf also heißen: Der Religionslehrer soll Zeugnis ablegen von den Erfahrungen, die er selbst mit dem Glauben gemacht hat. Das bedeutet im einzelnen:

a) Er soll Zeuge sein für die Freiheit, die der Glaube mit sich bringt. Ein Religionslehrer, der bezeugen kann, daß ihn sein Glaube zu einem freien Menschen gemacht hat, hilft anderen, die freimachende Kraft des Glaubens zu entdecken. In einer Lebenswelt, die von vielfältigen, sehr anonymen Abhängigkeitsverhältnissen durchzogen ist, verbunden mit unheimlichen Ohnmachtsgefühlen, scheint mir dies besonders wichtig und dringlich zu sein. Das oft bedrückende Gefühl der Abhängigkeit braucht das Gegengewicht einer Freiheit, die nicht Anarchie bedeutet, sondern Kräfte freisetzt, die man gern in den Dienst anderer stellt. Genau in diesem Sinne macht der Glaube frei. Am Lehrer muß ablesbar sein, daß dies geschieht. Gerade für Jugendliche ist dieses Zeugnis besonders



wichtig. Denn das, was allenfalls von ihrem Kinderglauben noch übrig geblieben ist, wirkt nur allzuoft wie ein übergestülptes Gedankensystem, das aber gerade nicht freisetzt, sondern eher einengt.

b) Der Lehrer sollte Zeuge sein für das, was wir *Korrelation* nennen, d. h. Zeuge dafür, daß eine erfahrbare Beziehung besteht zwischen der in der Bibel bezeugten Geschichte Gottes mit den Menschen von damals und den epochalen und biographischen Lebenserfahrungen, die Menschen heute machen. Er ist Zeuge dafür, daß das menschliche Leben an großer Weite gewinnt, wenn man gelernt hat, in eigener Verarbeitung persönliche Lebenserfahrungen im Licht des Glaubens zu sehen und den eigenen Platz in der Glaubensgemeinschaft wahrzunehmen. Er ist Zeuge dafür, daß das Wagnis des Glaubens hilft, mit persönlichen Problemen fertig zu werden, den Horizont zu weiten und zugleich inneren Halt und Klarheit zu gewinnen. Erst wo solche Zeugen ihren Glauben der nachwachsenden Generation zu vermitteln bereit sind, kommt die ganze Dynamik und Dramatik eines gelebten Glaubens ins Spiel, auch die Freude des Glaubens, das Glück des Glaubens und alles, was man an affektiven Bezeichnungen hier nennen darf. Sonst sinkt das Reden vom Glauben ab entweder in problematisierendes Gerede, oder es wird zu einem dünnen trockenen Lehrsystem, das keinen Menschen innerlich zu bewegen vermag.

Wo die Verbindung zwischen Glauben und Leben nicht zustande kommt, da wird der Glaube bedeutungslos. Und dann darf man sich nicht wundern, daß er verdunstet, ohne daß sein Verschwinden bemerkt wird. Eine pauschale Aussage, die heute oft zu hören ist, lautet: »Die Kirche hat mir nichts zu sagen. Sie bedeutet mir nichts.« Es wäre fatal, würden die Religionslehrer eine solche Aussage nur als Vorwurf an die sogenannte »Amtskirche«, die es theologisch gar nicht gibt, weitergeben. Wir selber sind gefragt,

als Theologen, als Religionslehrer, als Christen. Ist es tatsächlich so, daß ich einem jungen Menschen von heute etwas zu sagen habe, das sein Leben bereichern und bewegen könnte? Ringen wir ernstlich darum, daß wir etwas für sie Bedeutsames zu sagen haben?

c) Ein weiteres Moment: Der Religionslehrer sollte Zeuge sein für die Begnadung der Sünder durch Gott. Bei dem Zeugnis, von dem wir hier sprechen, braucht es sich keineswegs um ein strahlendes, mitreißendes, begeisterndes Zeugnis zu handeln. Es verdient Beachtung, daß das Wort »Bekenntnis« im kirchlichen Sprachgebrauch immer zwei Bedeutungen hat: das Bekenntnis des Glaubens und das Bekenntnis der Sünden; beides gehört zusammen. Es gibt nicht nur das strahlende, es gibt auch das kleinlauten Bekenntnis, und das zweite wirkt oft glaubhafter als das erste. Grundsätzlich gilt: Jeder Zeuge des Glaubens ist Sünder, aber er sollte trotzdem wie Petrus ehrlich sagen können: »Herr, du weißt alles, du weißt auch, daß ich dich liebe« (Joh 21,17). Auf den Religionslehrer übertragen heißt dies: Jeder hat seine eigene Glaubensbiographie mit Krisen, Durststrecken, Ermüdungserscheinungen, aber auch mit Neuentdeckungen und Akzentverlagerungen. Zwar wird er nicht alle seine persönlichen Probleme, besonders die ungelösten, vor seinen Schülern ausbreiten; aber er unterläßt dies nicht, um etwas zu verstecken, sondern aus Rücksichtnahme.

Wer als Religionslehrer nur seine Rolle spielt, nicht aber sich selbst einbringt, dessen Botschaft wird für Schüler nichtssagend. Wer dagegen unaufdringlich von Erfahrungen sprechen kann, die er selbst mit seinem Gott gemacht hat, mitten in seinem alltäglichen Leben, der darf damit rechnen, daß dies nicht spurlos an seinen Schülern vorübergeht. Die unlösbare Verbundenheit von Sündenbekenntnis und Glaubensbekenntnis bewahrt dabei vor hohlem Pathos. Das Zeugnis des

Glaubens wird nun einmal nur durch Sünder vermittelt. Dies gilt auf allen Ebenen kirchlichen Lebens, und ich meine, wir sollten dies ernst nehmen.

Alle Zeugen bleiben weit hinter dem Kostbaren zurück, das sie weitergeben. Darum beginnt auch jeder Leiter der Eucharistiefeier, ob Priester, Bischof oder Papst, mit dem Bekenntnis seiner Sünden und mit der Bitte an seine Brüder und Schwestern, für ihn zu beten. Ich fürchte, daß wir dies viel zu wenig ernst nehmen. Vielleicht nehmen es auch die Bekenntenden selbst viel zu wenig ernst und betrachten es als Formel. Wir sind aufeinander angewiesen, auf das gegenseitige Verstehen und die gegenseitige Fürbitte. Dieses Bekenntnis ernst nehmen heißt zugleich deutlich machen, daß die Wirklichkeit, von der der Zeuge Zeugnis gibt, unendlich groß

**Ein solches Zeugnis
öffnet den Horizont
des jungen Menschen
über das bloß Pragmatische hinaus.**

ßer ist, als er sagen kann. Ja, unendlich größer, als er erfaßt hat und jemals erfassen wird. Er weiß: ich stehe selbst erst am Anfang der Entdeckung Gottes.

Die Erkenntnis, daß er als einer, der Gott kennt, immer ein Anfänger ist, kann den Religionslehrer von einem falschen Leistungsdruck befreien und zum dankbaren und fröhlichen Zeugen der Barmherzigkeit Gottes machen.

Aufgrund einer solchen Einstellung stellen sich dann statt eines zermürbenden Leistungsdrucks Entspanntheit, Gelassenheit und vielleicht sogar ansteckende Fröhlichkeit ein.

Ich halte es für wichtig, in diesem Zusammenhang nicht *nur* von Sünde zu sprechen. Es gibt auch jene Grenzen, die mit Sünde nichts zu tun haben. Ein Religionslehrer hat,

so meine ich, durchaus das Recht, wenn er sich nach hartem Streß kaputt fühlt, wenn er erschöpft und müde ist, dies auch erkennen zu lassen. Er braucht hier nichts zu verstecken. Er darf sagen, daß für ihn die Arbeit hart ist. Natürlich gilt andererseits auch: Ein verdrossener Vermittler der frohen Botschaft ist ein Paradox in sich selber. Er muß deutlich zu erkennen geben, daß er, wenn er verdrossen ist, seinen Schülern etwas schuldig bleibt. Aber zu wissen, daß er nicht in erster Linie sich selber vorzuweisen hat, erst recht nicht seine Leistung, das kann entlasten. Dieser Aspekt des Zeugnisses nimmt der oft aufreibenden Arbeit viel von ihrer Last und ermöglicht, daß auch hartes Arbeiten fest aufruht auf der unzerstörbaren Freude über das Beschenktsein und auf dem tiefen Dank für das Wirken Gottes.

d) Eine letzte Antwort: Der Religionslehrer soll Zeuge sein für die gesellschaftliche Bedeutung christlichen Glaubens. Ich halte es für wichtig, auch diese Dimension des Glaubenszeugnisses hervorzuheben. Denn ein solches Zeugnis bewahrt auf der einen Seite vor falscher Innerlichkeit, vor jener sentimentalen Intimität, die von wachen Jugendseelsorgern heute oft mit großer Sorge registriert wird. Sie wird zuweilen als »Kuschel-feeling« bezeichnet. Die Jugendlichen suchen sentimentales Geborgensein, und dann ist das nicht viel anderes als eine Droge.

Das Wissen um die gesellschaftliche Bedeutung des Glaubens macht darauf aufmerksam, daß der wahrhaft Glaubende sich den Problemen seiner Mitmenschen nicht entziehen darf, auch nicht den weltweiten Problemen, die uns heute in unheimlicher Weise bedrängen bzw. viele Zeitgenossen leider nicht bedrängen. Ein solches Zeugnis öffnet den Horizont der jungen Menschen über das bloß Pragmatische, über den bloßen Konsum und über ein vordergründiges Erfolgsdenken hinaus.

Ein Religionslehrer, der dies anstrebt, wird

darauf bedacht sein, bei seinen Schülern einen Aufstand gegen das Versinken in Banalität anzuzetteln⁵. Gemeint ist jene Banalität, die die großen Fragen des Lebens gar nicht erst aufkommen läßt: Woher kommen wir, wohin gehen wir, was geht mich das Schicksal der Menschheit an⁶? Es gibt heute viel Unglauben, aber nicht aus Überzeugung, sondern aus Banalität! Vor lauter Wünschen nach Mehr-Haben sind die tiefen Wünsche, die das Herz des Menschen nicht zur Ruhe kommen lassen, zum Schweigen gebracht

worden, und die menschlichen Energien werden so sehr auf das Konsumieren und auf das Immer-noch-mehr-Konsumieren umgeleitet, daß darüber das für den Menschen Wesentliche nicht mehr gesehen wird. Mehr und mehr spüren wache Zeitgenossen, wie sehr sich die Menschen auf diesem Wege systematisch ruinieren. Aufstand gegen die Banalität kommt zum Ausdruck in der Freude am Fest, an der Besinnung, an der selbstlosen Tat und an der ständigen Ausweitung des Horizontes.



3. Wie steht es mit dem Verhältnis des Zeugen zur konkreten Kirche?

a) In Anbetracht dieser Frage möchte ich zunächst die Notwendigkeit von Kirchenkritik hervorheben. Wenn unser Zeugnis echt sein soll, dann kommen wir an einem beträchtlichen Maß an Kirchenkritik nicht vorbei. Denn gerade wenn der Religionslehrer Zeuge für die Sache Jesu Christi sein will, muß er ja davon sprechen, daß die konkrete Kirche in der alltäglichen Wirklichkeit weit

hinter dem zurückbleibt, was sie eigentlich sein soll. Ich halte es für bemerkenswert, daß in der Bibel die führenden Gestalten des Gottesvolkes immer wieder intensiv kritisiert werden. Kaum einer von ihnen kommt ungeschoren davon! Mose, David, Salomo, Petrus, Paulus und viele andere. Sie werden immer wieder in ihrer Unzulänglichkeit, ja sogar Erbärmlichkeit gezeigt. Das Entscheidende ist dabei, daß das Aufzeigen ihrer Erbärmlichkeit nicht aus hämischer Freude an Kritik geschieht, sondern damit deutlich

wird: das, worum es hier geht, ist nicht Menschenwerk, sondern Gotteswerk. Und Gott weiß sich, trotz aller menschlichen Armseligkeit, auch trotz meiner Armseligkeit, immer wieder durchzusetzen. »Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen die Ehre!« Wo sich die Kirchenkritik in einer solchen Weise an der Bibel orientiert, da ist es möglich, innere Selbständigkeit gegenüber der konkreten Kirche zu verbinden mit einer intensiven, ja geradezu leidenschaftlichen Liebe zu dieser selben Kirche. Kirchenkritik, die aus einer solchen Einstellung kommt, besteht keineswegs nur in billigem kritischem Gerede über die sogenannte »Amtskirche«; sie hat viel tiefere theologische Gründe. Hier wird eine Kirchenkritik möglich, wie wir sie z. B. bei Heiligen wie *Antonius von Padua* und *Katharina von Siena* antreffen.

Wenn ich gerade für den Religionslehrer die Notwendigkeit von Kirchenkritik hervorhebe, dann hängt dies auch damit zusammen, daß der Religionslehrer nicht daran vorbeikommt, gegenüber seinen Schülern seinen Kopf für vieles hinzuhalten, was in der Kirche geschah und geschieht. Gibt es irgendeinen Spannungspunkt in Vergangenheit und Gegenwart der Kirchengeschichte und der Kirchenpolitik, für den ein Religionslehrer nicht immer wieder Kopf und Herz hinhalten muß? »Gibt es irgendein kirchenpolitisches Tagesereignis, für das die Schüler nicht eine Behandlung mit Kompetenz und Empathie und kritischer Distanzierung von ihrem Religionslehrer erwarten?«⁷ Gewiß, der Religionslehrer wird darauf bedacht sein, Liebe auch zur konkreten Kirche zu wecken, auch zu diesen konkreten Menschen, aber es muß eine realistische Liebe sein, die sich und anderen nichts vormacht und die auch nichts versteckt.

Diese Überlegung führt uns unmittelbar zum nächsten Aspekt, der für das Verhältnis des Zeugen zur konkreten Kirche bedeutsam ist.

b) Ein Religionslehrer ist niemals Funktio-

när, er ist Zeuge. Gewiß, er erteilt seinen Unterricht im Auftrag der Kirche, und er muß diesen Auftrag gemäß den Intentionen dieser Kirche getreu erfüllen. Aber er darf niemals seine eigene Person hinter dieser Rolle verstecken. Im Gegenteil, er muß sich ehrlich und offen einbringen. Darum darf er

**Denn Glaubensvermittlung
lebt von Zeugen, die
als freie Menschen
für das eintreten,
was sie sagen.**

auch von seinem Leiden an der Kirche sprechen. Das bringt natürlich unvermeidlich Spannungen mit sich; aber sie gehören zur Sache. Funktionäre sind keine überzeugenden Zeugen. Wer als Kirchenfunktionär ganz in seiner Rolle aufgeht, wirkt eher abstoßend. Funktionäre sagen nur das, was ihnen von anderen vorgesagt worden ist. Dann entsteht der pathetische, unglaubliche Zeuge, eine abstoßende Karikatur, das Gegenbild eines ehrlichen Zeugen, der im Dienst der Wahrheit steht, die frei macht.

Die Kirchenleitung wäre m. E. schlecht beraten, wollte sie um der Geschlossenheit kirchlichen Wirkens willen bei ihren Theologen und Religionslehrern die freie Meinungsäußerung einschränken. Durch entsprechende Maßnahmen könnte sie zwar erreichen, daß alle, die im Auftrag der Kirche lehren, sozusagen »mit einer Stimme sprechen«, aber um welchen Preis? Nur um den Preis einer verordneten Funktionärsmoralität, und gerade damit wäre die Glaubwürdigkeit der Kirche zutiefst unterhöhlt. Denn Glaubensvermittlung lebt von Zeugen, die mit der ganzen Lauterkeit ihres Herzens als freie Menschen für das eintreten, was sie sagen. Erst der ganz ehrliche Zeuge ist zu jener Liebe imstande, die nicht meint, über der Liebe zur Kirche die Liebe zu den Menschen und zur Wahrheit zurückstellen zu müssen.

c) Die Überlegungen wären unvollständig, wenn wir nicht auch umgekehrt über das Verhältnis der Kirche zum Religionslehrer nachdenken würden. Ein grundlegend positives Verhältnis des Religionslehrers zu seiner Kirche ist unabdingbar. Aber das Umgekehrte gilt auch: Die Kirche muß sich auf allen Ebenen für diese ihre in besonderer Weise exponierten Zeugen verantwortlich wissen. Auf nicht wenige Religionslehrer wirkt es enttäuschend, wenn die amtlichen Vertreter ihres Dienstherrn ihnen allzusehr mit Amtsmiene gegenüber treten; wenn sie so sehr von ihrer Rolle beansprucht werden, daß darunter ihre Menschlichkeit erdrückt wird; wenn ein persönliches Gespräch kaum einmal zustande kommt. Dies scheint mir eine besondere Gefahr der Kirche Deutschlands zu sein. Vermutlich ist es so: Je mächtiger eine kirchliche Behörde ist, um so größer ist diese Gefahr. Wo die Kirchenleitung auf eine möglichst verständnisvolle Kooperation mit den von ihr bestellten Zeugen des Glaubens bedacht ist, da wird sie großen Wert legen auf persönliche Verbundenheit und auf individuelle Ermutigung. Die Kirche Jesu Christi kann niemals ein lückenlos geschlossenes kontrolliertes Sy-

**Die Kirche muß sich
für ihre Zeugen
verantwortlich wissen.**

stem sein. Sie sollte es auch gar nicht sein wollen. Wenn die Kirche als Hort der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe in Erscheinung treten soll, dann ist Vertrauen in großem Maße notwendig. Gewiß, »Überwachung« muß hinzukommen, schließlich heißt »Bischof« auf deutsch: Aufseher. Kontrolle ist gut; aber eine intensive Bemühung um vertrauensvolle Kooperation ist in jedem Fall besser.

III. Folgerungen für den Religionslehrer

1. Der zuerst Betroffene ist der Religionslehrer selbst

Damit meine ich dies: Es ist bedenklich, wenn Religionspädagogen oder auch andere Mitarbeiter in der Kirche immer nur überlegen, wie sie *anderen* das Evangelium beibringen können. Ein Gegenbeispiel bieten die Brüder von Taizé. Sie fragen zuerst danach, was das Evangelium von ihnen selbst verlangt. Sie möchten nicht andere bekehren, sondern selbst als Bekehrte leben, als von Gottes Liebe gefundene, beschenkte und darum feiernde Menschen. Und erst in zweiter Linie sind sie dann auch bereit, andere in ihren Lebenskreis hineinzulassen und ihnen Anteil an ihrem Leben zu ermöglichen. Gerade dieses zweckfreie Angebot zog vor allem junge Menschen an. Wenn Religionspädagogen nur planen und organisieren, wie sie andere auf Glauben hin »bearbeiten« können, läuft ihr Engagement ins Leere, trotz aller Klugheit und Anstrengung.

Zu den Impulsen, die einen Lehrer betroffen machen und beschenken können, zählen *auch* die Einflüsse, die von seinen Schülern herkommen. Ein aufgeschlossener Lehrer kann gerade von kritischen Schülern auch für sich selbst sehr viel lernen. Die Infragestellung reicht nicht selten bis in den persönlichen Lebensstil hinein. Manche Lehrer werden aufgrund der kritischen Fragen ihrer Schüler veranlaßt, sich nach und nach aus einer tiefsitzenden dualistischen Denkweise herauszuarbeiten, aus einer Einstellung, in der die »Welt des Glaubens« neben der Welt des übrigen Erlebens einhergeht.

Obwohl ich den Satz, daß der zuerst Betroffene der Religionslehrer selbst sein muß, uneingeschränkt stehen lasse, möchte ich doch an dieser Stelle auch auf die didaktische Seite des Zeugnisses hinweisen und betonen: Guter Unterricht besteht nicht nur aus per-

sönlichem Zeugnis. Er enthält sehr viele andere Elemente, von der Sachinformation über die Auseinandersetzung, das selbständige Arbeiten der Schüler usw., bis hin zu

Guter Unterricht besteht nicht nur aus persönlichem Zeugnis.

Fragen, die man vorläufig ungelöst stehen lassen muß. Das persönliche Zeugnis stellt in diesem Kontext *ein* didaktisches Element dar. Es ist in besonderer Weise geeignet, den Lernprozeß einer Gruppe aus der Informationsphase auf die existentielle Ebene zu heben. Allerdings erfordert gerade dieser Schritt eine hohe Sensibilität, damit das Zeugnis nicht deplaziert oder aufdringlich und verzweckt wirkt und damit alles verdirbt⁸.

2. Die Bedeutung der Gemeinschaft mit anderen Religionslehrern

Ich halte es für sehr wichtig, daß sich viele Religionslehrer bemühen, nicht nur von den offiziellen Angeboten der Weiterbildung Gebrauch zu machen, sondern auch von sich aus Freundeskreise zu bilden, in denen die fachliche Kommunikation so sehr mit menschlicher Kommunikation verbunden ist, daß es dem einzelnen nicht schwer fällt, auch seine Schwächen offenzulegen oder gar von seiner zur Zeit elenden, deprimierenden Situation offen zu reden. Viel Überdruß am Religionsunterricht und viel Bitterkeit könnten auf diese Weise aufgefangen werden. Ich kann Sie darum nur dringend bitten: Bilden Sie Freundeskreise von Religionslehrern; das hilft Ihnen, mit Ihrer Aufgabe besser zurechtzukommen!



3. Die Notwendigkeit einer angemessenen Spiritualität

Ein Religionslehrer, der sich nicht um ein ihm entsprechendes geistliches Leben bemüht, der in keiner Gemeinde beheimatet ist, der nicht betet, ein solcher Religionsleh-

rer ist in Gefahr, innerlich auszutrocknen. Ihm fehlt die für seinen Beruf immer von neuem notwendige Anregung. Er braucht allerdings Formen geistlichen Lebens, die für ihn in seiner Situation praktikabel sind, Lektüre, Gebet, Besinnung, Gespräch, Kunst, Lied, Liturgie, um nur einiges zu

nennen. Er braucht solche Weisen geistlichen Lebens, damit nicht die Alltagspraxis des Religionsunterrichtes zu einer Erosion seines inneren Lebens führt, die er vielleicht eines Tages bestürzt wahrnimmt, aber nicht mehr zu beheben vermag. Man kann nicht stundenlang über Gott reden, ohne zugleich auch intensiv mit Gott zu sprechen. Dabei geht es nicht nur um bestimmte Gebetszeiten, sondern um das, was ich als spezifische Mystik des Religionslehrers bezeichnen möchte⁹.

Ein Religionslehrer muß aufgrund eigener Erfahrung mindestens eine Ahnung davon haben, was es heißt, in Verbindung mit Jesus Christus zu leben. Wie will er seinen Schülern klarmachen, daß Jesus Christus etwas mit ihrem Leben zu tun hat, wenn derselbe Christus in seinem eigenen Leben keine ernstliche Rolle spielt, und wenn er Gott gleichsam nur vom Hörensagen kennt?

Eine solide Spiritualität ist auch notwendig um des Verhältnisses zur Kirche willen. Eine gediegene Spiritualität kann viel dazu helfen, Schwierigkeiten mit der konkreten Kirche ohne Bitterkeit durchzutragen. Solche Spiritualität bewirkt jenen Frieden, der nicht pausbäckige Zufriedenheit bedeutet, sondern Grundvertrauen in die Richtigkeit des Weges und daraus erwachsende Offenheit zur Kommunikation.

Spiritualität bedeutet in erster Linie Offen-

heit für Gott, verbunden mit einer großen Offenheit des Herzens für die Menschen. Es geht um jene doppelte Liebe, die nach einem Wort des Paulus der Heilige Geist in unsere Herzen ausgießen will. Dementsprechend darf man sagen: Das Geheimnis jeder Erziehung, besonders aber der religiösen, bleibt die Liebe zum jungen Menschen, ständig von neuem gespeist von der Liebe Gottes. So wichtig auch die fachliche Ausbildung und Weiterbildung ist, diese innere Einstellung kann durch nichts ersetzt werden.

Anmerkungen

¹ Vgl. KatBl 1979, 95–195: verschiedene Beiträge zum Thema »Schüler 1978«.

² Vgl. dazu *Joseph Sauer* (Hrsg.), *Religionslehrer und Gemeinde*, Karlsruhe (Badenia-Verlag) 1977, mit Beiträgen von *B. Monzel*, *W. Bartholomäus* u. *G. Biemer* sowie die dort genannte Literatur.

Vgl. auch KatBl 1978, 81–232; verschiedene Beiträge zum Thema »Der Religionslehrer«.

³ *H. J. von Mallinckrodt*, Die gesellschaftliche Dimension des Evangeliums und ihre theologische und katechetische Entfaltung, in: *O. Knoch* u. a. (Hrsg.), *Das Evangelium auf dem Wege zum Menschen*, Frankfurt 1973, 273–287, hier 283.

⁴ Vgl. 5–9.

⁵ Vgl. *D. Sölle*, *Sympathie*, Stuttgart 1978, 19–31.

⁶ Vgl. ebd. 21.

⁷ *G. Biemer*, Die Angst, Religion zu unterrichten, in: *Diakonia* 1980, 289–292, hier 289f.

⁸ Vgl. *G. Biemer*, a. a. O., 291.

⁹ Demnächst werde ich dazu einen ausführlichen Aufsatz vorlegen, der aus einem Vortrag vor Religionslehrern entstand: »Weisen geistlichen Lebens«.